

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 5

Artikel: Aus schweizerischer Dichtung : Gedichte von Ernst Zahn
Autor: Widmer, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Land und Leben hier so leicht mich trenne? Lenken
Nicht der Gedanken Fäden mich stets alle wieder
Doch auch hierher, als ihrem letzten Ziel? Ich machte
So leicht mich los, denkt ihr? Das Band schlug ich so nieder
Nur an, das mit der Heimat mich verbindet. . . .

Richten wir nicht unsere scharfen Worte vielleicht besser gegen den Verlag,
der ein solches Werk „zur ausführlichen Besprechung“ versendet?

Doch für diesmal genug des für Leser, Autoren und Kritiker besonders
um die Weihnachtszeit grausamen Spiels! Hans Blösch



Aus schweizerischer Dichtung

Gedichte von Ernst Zahn*

Es ist nicht das erste Mal, daß Ernst Zahn, unser fruchtbarer und hervorragender Erzähler, mit lyrischen Schöpfungen an die Öffentlichkeit tritt. Schon seine erste Gedichtsammlung enthielt manch feines, stimmungsvolles Poem, von denen dieses und jenes in wertvollen Anthologien Aufnahme gefunden hat. Das unlängst erschienene neue Gedichtbuch, in welchem die frühere Sammlung „In den Wind“ wenigstens teilweise aufgegangen zu sein scheint, und das der Verfasser, wie seine Vorbemerkung verrät, eigentlich nur zögernd veröffentlicht hat, wird den guten Ruf des Lyrikers Zahn nicht nur bekräftigen, sondern auch noch mehren.

„Diese Gedichte,“ so schreibt Zahn in der genannten Vorbemerkung, „wollen keine Tat sein . . . Sie hätten vielleicht ebensowohl in meinem Kulte bleiben können; allein ich habe sie bei meinen Vortragsreisen hier und dort vorgelesen, und es entstand eine so freundliche und immerwährende Nachfrage danach, daß ich mich entschloß, sie in diesem Buche zu sammeln.“

Diese so bescheidene, ja fast verschämte Entschuldigung ist eigentlich dazu angetan, auch denjenigen zu entwaffnen, dessen Erwartungen denn doch nicht ganz

* Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1910.

erfüllt worden sind. Trotz jener Entschuldigung muß es nämlich gesagt werden, daß das Gold echter Lyrik in Zahns Gedichten gar nicht so häufig zu finden ist. Gar zu spröde ist jedenfalls seine Liebeslyrik, so daß des Dichters Ausspruch in einem dieser Gedichte „Mein Herz ist kühl, mein Sinn ist feierlich“ beinahe auf alle diese Liebeslieder paßt. Jubel und Klage erscheinen zu sehr abgetönt, zu stark gedämpft. Aber vielleicht hängt dies bei Ernst Zahn mit jenem Grundzug des schweizerischen Schriftstellers überhaupt zusammen, welchen Karl Spitteler in dessen Schamgefühl entdeckt hat, vor allem in jenem seelischen Schamgefühl, das sich dagegen sträubt, das Innerste der Öffentlichkeit bloßzulegen.

Auch das Musikalische ist nicht die Stärke der Zahnschen Lyrik, wie sich denn auch die meisten Gedichte in ihrem Tonfall merklich gleichen. Die Proteusnatur des ursprünglichen Lyrikers, der immer in seiner Stimmung gänzlich aufgeht, in sie gleichsam untertaucht und sich im Zustande der Produktion vollkommen von ihr führen, beherrschen läßt, scheint Ernst Zahn nicht eigen zu sein. Nicht das Gefühl beherrscht bei ihm den Dichter, vielmehr beherrscht der Dichter das Gefühl und regelt es durch Besonnenheit. Ich meine nicht die künstlerische — diese muß auch dem von seiner Empfindung gänzlich hingerissenen Lyriker stets zur Verfügung stehen, — sondern die ethische Besonnenheit, die den Schrei zur stillen Klage, den Jauchzer zur stillen Freude herabstimmt.

Man wird also wirklich in Ernst Zahns Gedichten „keine leidenschaftsdurchglühten Stürme finden, die dahinbrausen und uns mit sich fortreißen“. Zahns vornehme Zurückhaltung bedingt es, daß eine etwas kühle, schlichte Feierlichkeit den Grundakkord seiner Lyrik bildet. Die stille „heilige Stunde“ ist es, in der der Dichter zur Laute greift, um in gedämpften Tönen von halb verklungener Lust und überwundenem Leid zu singen.

Im großen ganzen wird es wohl zutreffen, daß Zahns Lyrik mehr aus dem Gedanken als aus der Empfindung geboren ist, weshalb ihr auch jene satte farbige Sinnlichkeit und jener Bilderreichtum abgeht, die z. B. bei Gottfried Keller fast in jeder Strophe zu finden sind. Bei Zahn ist man ordentlich überrascht, wenn man einmal eine so bildliche Wendung antrifft, wie die folgende:

„Meine Seele, du wirst sie sehen,
Ein Kindlein, vor deinem Fenster stehen.“

Die besten lyrischen Gaben dieses Buches stehen wohl in dem Abschnitt „Sehnsucht und Friede“. Dort begegnet man einigen schönen, schwungvollen

Liedern, die Flügel haben. Aus dem Zyklus „Natur“ sind „Abendspiel“, „Das Bergtal“ und „Glocken“ besonders hervorzuheben.

Der umfangreichste Abschnitt des Buches enthält „Balladen und Ähnliches“; er hat einige Prachtstücke aufzuweisen, so „Prinz Hartmut“, die tieffinnigen Balladen „Die armen Reichen“, „Die Liebeschmiede“ und die packende Szene „Der Tod in der Gasse“. Mit diesen Balladen, in denen die epische Kraft des Erzählers stark zur Geltung kommen durfte, erzielt der Dichter seine stärksten Wirkungen, und es ist wahr, „daß hier der Poet am poetischsten wurde“.

Einige Gedichte sind nicht frei von formellen Schwächen. Ein Vers, wie der dritte in der folgenden Strophe, hätte wegen seines zerhackten Rhythmus nicht stehen bleiben dürfen:

Wohin ich auch gewandert bin,
Ein Suchender doch blieb ich stet, (stet statt stets?)
Dem, ohne daß er weiß, der Sinn
Nach eines Traums Erfüllung geht.

Ganz ohne Klang ist die Strophe:

Mein Leben hat nur eine Lust: Daß dich
Und deine Liebe mir der Himmel gönnte,
Mein Leben hat nur eine Qual: Daß ich
Dich je verlieren könnte.

Störend wirken die holprigen vierten Verse in den zwei letzten Strophen des „Feierabend“, und unschön klingt das dreimal hintereinander betonte „es“ in „Der Abschied des Ersten“:

„Das Leben will, daß jedes es verläßt,
Und es hat recht. Es fordre den Verzicht.“

Selten sind mangelhafte Reime zu finden; aber „Mut“ und „kaputt“ (S. 32), „sonniges“ und „such ich es“ können sich nicht reimen. Doch das sind nur gelegentliche Verstöße, die nicht schwer ins Gewicht fallen, obschon man sie in einem Buche, das Ernst Zahns berühmten Namen trägt, doppelt gerne vermischen würde.

Wir fassen zusammen: Obschon nicht einem ausgeprägten lyrischen Talent entsprungen, obschon in der Empfindung oft zu kühl, im Klang oft zu wenig musikalisch, bilden Ernst Zahns „Gedichte“ vermöge der Fülle ihrer reifen Gedanken und ihrer schönen Form doch eine nicht gewöhnliche und erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der schweizerischen Lyrik. Dr. Emil Hügli

Fügen wir dieser Betrachtung noch einige schöne Proben bei:

Zufriedenheit

Die stummen, weißen Firne
Halten mein Dorf in Hut.
Ich bade meine Stirne
In Abendsonnenglut.

Der Tag ist hingegangen
In langsam sachtem Schritt,
Kein ungestillt' Verlangen,
Kein Sehnen bracht' er mit.

Du laute Welt, du ferne,
Ich trage keinen Neid.
Dein Glück entbehrt' ich gerne
Um meine Einsamkeit.

Die weißen Firne ragen.
Mir ist die Stirn so frei.
Ein Wölklein, windgetragen,
Segelt durchs Blau herbei.

Ein Wölklein kommt geschwommen,
Naht und zerfließt im Licht:
Wollt' eine Sorge kommen
Und fand mich nicht.

Abendgang

So geh' ich gern, recht in Gedanken so,
Auf stillem Wege noch ein wenig Licht,
Ein halbverlornes Läuten irgendwo,
Ein Windhauch, der mir sächelt ums Gesicht.

Da fällt mir ein, bewegt mich allerlei,
Vergangnes, Künftiges, Hoffnung, alter Gram,
Als ob mein Innres voller Stimmen sei,
Doch leise regt sich's nur, fast andachtsam.

Es will mir sein, wie doch ein töricht Ding
Der Wünsche und der Zweifel Saus und Braus.
So wie des hohen Mittags Glut verging,
Rinnt Luft und Qual in einen Abend aus.

Und langgetragenes Leid, nun schmerzt es nicht,
Und künftiger Freuden werd' ich leise froh.
Auf meinem Wege liegt ein wenig Licht:
So geh' ich gern, recht in Gedanken so.

Heimkehr

Mich schlug mit ihrer Unrast Qual
 Die ferne, die laute Stadt,
 Nun nimm mich heim, mein dunkles Tal,
 Der Fremde bin ich satt!
 Und schloßest du den Steinwall fest,
 So lasse die Nebel ziehn,
 Wirf über mein verlornes Nest
 Ihren düstern Mantel hin.
 Laß rauschen leis den finstern Wald
 Um der Schroffen grauen Stein.
 Wenn's raunt im Tann, dann brechen bald
 Schweigen und Nacht herein!
 Schweigen und Nacht! Der Berg nur ächzt
 Ferne und dumpf einmal,
 Nimm heim mich, der nach Stille lechzt,
 Mein stilles, dunkles Tal.

Regentropfen

Es rauscht der Regen ohne Raß und Ruh,
 Der Tag blickt müde wie nur halb erwacht
 Und wird so weinen, weinen immerzu
 Bis an die Nacht.
 Mein Fenster wird manchmal von Tropfen naß,
 Verstoßen fallen sie und scheu und weich.
 In meinem Herzen aber klingt etwas
 Ganz gleich, ganz gleich.
 Das spür' ich nun von Tagesanbeginn.
 Da drinnen ist ein alter Gram erwacht
 Und weint sich aus, dess' ich sonst Meister bin
 Bis an die Nacht.

Kirchhof

Garten, dem von Marmorsteinen
 Schwer die Blumenbeete stehn,
 Menschen seh ich ein' um einen
 Hin nach deinen Hügeln gehn.
 Tief in Rosen und Zypressen
 Öffnet da sich für und für,
 Einem jeden zubemessen,
 Aus der Welt die dunkle Tür.

Und wer weiß, ob nicht, indessen
Scheu mein Blick hinübergeht,
Zwischen Rosen und Zypressen
Auch mein Pförtlein offen steht!

Das Bergtal

Ein Tal liegt unterm Himmelszelt,
Von dunkeln Bergen herb umzäunt,
Nur eine enge, stille Welt
Von Hütten, die der Sturm gebräunt.

Nicht Ruhm noch Reichtum dringt ins Tal
Kein Schicksal, das es jäh verwirrt,
Nur daß ein seltsam Licht manchmal
Um ewig kühle Firne irrt,

Daß Wälder rauschen ab und zu,
Ein Adler über Klüfte schwebt,
Daß aus des Abends tiefer Ruh
Sich eine Glockenstimme hebt.

Wer sagt, daß es des Weges lohnt?
Biel schöneres Land liegt aufgetan.
Und doch, wer in dem Tal gewohnt,
Wuchs mit dem Herzen fest daran.

Prinz Hartmut

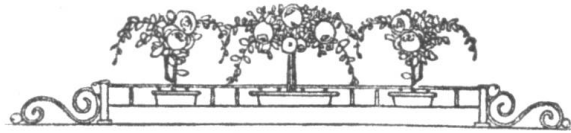
Prinz Hartmut, der Verbannte, kam zurück.
Da er ins Schloß trat, sprach ein Knecht zur Magd:
„Weißt du es noch? Das war ein übel Stück,
Wie er die Herzogin zu schmähn gewagt!“ —
Gesenkten Hauptes stieg der Prinz treppan,
Und als die Höflinge ihn kommen sahn,
„Seht“, raunten sie, „sein Hochmut ist geknickt!
Seht nur, wie still er geht und scheu er blickt!“

Und als Prinz Hartmut vor dem König stand,
„Mein Sohn“, sprach dieser, „Reu' kommt nie zu spät!
Gesteh — dein Schicksal liegt in deiner Hand —
Daß du mit Unrecht jene Frau geschmäht!
Gesteh es offen und nicht mir allein —
Zur Nacht an meiner Tafel mag es sein —
Und löse so den Bann, den ich verhing.“
Gehorsam neigte sich der Prinz und ging.

Am Abend saßen sie beim reichen Mahl:
 Der König und die Buhlin und ihr Staat.
 Mit Prunk und Licht wettglänzte durch den Saal
 Der Frauennacken holdes Infarnat.
 Erwartung lag auf jedem Angesicht.
 Wo blieb der Prinz? Und kam er? Kam er nicht? —
 Da trat er ein. Ein Wort warf er so hin:
 „Ich weilte lange bei der Königin.“

Dann raschen Gangs gewann er seinen Sitz.
 Des Königs Mißter flog, sein Mund war hart.
 Mit heißer Augen halbverstecktem Blick
 Streifte die Herzogin den Widerpart,
 Der schaute vor sich hin minutenlang.
 Ein Schweigen war im Saal, gewitterbang,
 Bewegung jetzt. Ein Schicksal brach herauf.
 Prinz Hartmut stand, die Faust am Degenknäuf.

„Ich widerrufe,“ sprach er, „hier am Fest
 Den Schimpf, den jener Frau ich zugefügt!
 Der König will es: revocatum est!
 Nun aber rede einer, der nicht — lügt!“
 Ein Degen zuckte auf. „Stirb, Buhlerin!“
 Blutend vom Stuhle sank die Herzogin.
 Zum König wendete Prinz Hartmut sich:
 „Das tat ich für die Mutter. Richtet mich!“



Barthélemy Menn und seine Bedeutung für die schweizerische Kunst

Von Dr. Johannes Widmer

Menn (1815—1893) ist über Genf hinaus herzlich wenig bekannt. In Genf genießt er das Ansehen eines Patriarchen. Fruchtbar ist er gewesen wie Jakob, und einen Joseph hat er auch unter seinen Söhnen. Da derselbe Hodler heißt, und da, trotz vieler Reibungen unter den Brüdern, auch unter ihnen eine ganze Anzahl ansehnlicher Leute stehen, so lohnt und ziemt es sich, ihn ans Licht zu ziehen.